

Stephan Stockmar

»Der Verlust sei Gewinn für sich«

Was sind die Bedingungen für das Auftreten und Erkennen
von etwas Neuem?*

*Im Verlorenen finde sich Verlust,
Im Gewinn verliere sich Gewinn,
Im Begrienen suche sich das Greifen
Und erhalte sich im Erhalten.
Durch Werden zum Sein erhoben,
Durch Sein mit dem Werden verwoben,
Der Verlust sei Gewinn für sich.*

Rudolf Steiner, *Zwölf Stimmungen – Fische*

Das »Neue« ist in der Vergangenheit nicht enthalten, und insofern auch mit den gegebenen Begriffen schwer zu fassen. Dennoch schließt es immer konkret an das Gewordene an. Woher kommt es – aus der Zukunft? Die Sehnsucht, Künftiges zumindest in Gedanken vorwegzunehmen, ist groß. Tatsächlich liegt jedem Neuen auch eine Idee zugrunde. Doch ist diese schon selbst das Neue? Das Neue findet sich nur im Gegenwärtigen, dort, wo Vergangenheit und Zukunft sich treffen, und dieses Moment fällt aus der bloßen Vorstellung heraus. Ohne eine solche bin ich aber zunächst unsicher, da mir jeder Rückhalt fehlt. Doch wenn diese Situation der Ohnmacht mir bewusst wird, keimt eine Ahnung davon, was das Neue vielleicht ist. – In Wort und Schrift ist dies alles schwer zu fassen, ohne dass es immer wieder zu Vorstellungen erstarrt. Insofern bitte ich die folgenden Ausführungen als einen tastenden Versuch aufzufassen, der mehr ahnt als etwas weiß.

In der herrschenden Biologie, insoweit sie sich – noch – von der »Synthetischen Theorie der Evolution« leiten lässt, wird in der Selektion »die Triebfeder der Entstehung alles Neuen« gesehen, so Hubert Markl kürzlich anlässlich Darwins Geburtstag in der FAZ (11.2.2009). D.h. das Neue ist letztlich außenbestimmt, entsteht als Reaktion auf Umweltverhältnisse; genauer: die Umwelt entscheidet, was sich an zufälligen Variationen durchsetzen kann. Hierbei von »Triebfeder« zu sprechen ist schon etwas irritierend, wie überhaupt manche Ausdrucksweisen besonders der Biologen, die ihre Art, Wissenschaft zu betreiben, als »wertneutrale« Weltanschauung propagieren. Man denke nur an

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, der auf der Tagung *Wie entsteht Neues in der Evolution?* vom 6.-8. März 2009 am Institut für Evolutionsbiologie der Universität Witten/Herdecke gehalten wurde; vgl. den Tagungsbericht in: DIE DREI, 5/2009, S. 78f.

Richard Dawkins »egoistisches Gen« oder an das Gehirn als Verhaltensinstanz in der Sprache mancher Neurowissenschaftler.

Die Hintertür der Sprache

Hieran zeigt sich, wie schwierig es ist, Naturwissenschaft, insbesondere wenn es um das Lebendige geht, konsequent aus der Außenperspektive zu betreiben. Das Subjekt, das man nur als sekundäre Emanation gelten lassen will, schleicht sich durch die Hintertür der Sprache immer wieder ein, in scheinbar externalisierter Form: als Selektion, Gen, Gehirn usw. Nur der denkende, empfindende und handelnde Mensch darf als solcher nicht ernst genommen werden.

Da erstaunt es, wenn der Mitbegründer und maßgebliche Verfechter der Synthetischen Theorie, Ernst Mayr, ernsthaft davon ausgeht, »dass jedes größere Ereignis in der Makroevolution durch eine Verhaltensumstellung verursacht worden ist«, die ihrerseits einen Selektionsdruck erzeugt.¹ Dies ist wohl kaum als verbaler Anthropomorphismus zu verstehen. Offensichtlich sieht er für die eigentlichen Evolutionsschritte keine andere theoretische Möglichkeit, als letztlich auf Lamarck (1744-1829) und dessen Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften zurückzugreifen. Sicherlich auch deshalb spielt die Makroevolution in der Synthetischen Theorie keine große Rolle; sie ist eine Theorie der kleinen Schritte durch das Wechselspiel von Mutation und Selektion.

Grenzerfahrung

Charles Darwin (1809-1882) war einer der ersten, die eine Erklärung des evolutiven Werdens der organischen Welt konsequent aus der Außenperspektive versucht haben. Doch auch er hat an entscheidender Stelle die Innenperspektive von Subjekten einbezogen, und zwar hinsichtlich von Phänomenen, deren pragmatischer Wert kaum einsichtig ist, ja, die unter dem Gesichtspunkt der Selektion durch eine anonyme Umwelt geradezu kontraproduktiv wirken: Erscheinungen, die ganz offensichtlich an die Wahrnehmung durch andere Wesen appellieren, die auffallen wollen – seien es Prachtgefieder oder Gesänge von Vögeln, auffällige Musterungen, Geweihe oder Ähnliches. Auch die Schau- und Duftapparate der Pflanzen gehören in gewissem Sinne dazu, also alles, was auch in unseren Augen als »schön« oder zumindest eindrucksvoll erscheint.

Hier ist es nach Darwin das konkrete Gegenüber, meist der Geschlechtspartner, der Unterschiede wahrnimmt und auch bewertet. Nichts anderes verbirgt sich hinter dem Begriff der »ge-

¹ Ernst Mayr: *Wie weit sind die Grundprobleme in der Evolution gelöst?*, in: J. H. Scharf (Hrsg.): *Evolution. Nova Acta Leopoldina N.F.* 42 (218), 1975, S. 171-179; zitiert bei Bernd Rosslenbroich: *Autonomiezunahme als Modus der Makroevolution*, Nümbrecht 2007, S. 307.

schlechtlichen Zuchtwahl«, die er in einem Buch zusammen mit der Abstammung des Menschen behandelt. Darwin geht davon aus, dass z.B. die Weibchen des Argusfasan »viele Generationen hindurch die in höherem Grade geschmückten Männchen vorzogen, während die ästhetische Fähigkeit der Weibchen durch Übung und Gewohnheit in derselben Weise wie unserer eigener Geschmack allmählich veredelt wird, allmählich fortgeschritten ist«. ²

Wie stark Darwin die Tatsache berührt, dass sich ein Weibchen so durch ein Männchen »bezaubern« lässt (sein Ausdruck), spricht sich z.B. in der Wendung aus, er kenne »keine Tatsache in der Naturgeschichte, welche wunderbarer wäre, als dass der weibliche Argusfasan imstande sein soll, die ausgesuchte Schattierung der Kugel- und Sockelornamente und die eleganten Muster auf den Schwungfedern des Männchen zu würdigen«, auch wenn er sich an dieser Stelle eindeutig gegen die Schöpfungstheorie ausspricht.

Seine Bemerkung über die durch Übung und Gewohnheit wachsenden ästhetischen Fähigkeiten stehen in einem merkwürdigen Kontrast zu seiner eigenen biographischen Erfahrung, wie er sie in seiner Autobiographie *Mein Leben* beschreibt. ³ Hier beklagt er immer wieder seine zunehmende Gefühlsarmut; dass er »später im Leben zu meinem großen Bedauern alle Freude an Dichtung jeglicher Art verlor« (S. 52); dass ihm »gehobene Gefühle des Staunens, der Bewunderung und Andacht, die den Sinn erheben und erfüllen« immer mehr abhanden gekommen sind, gerade auch gegenüber der Natur. »Man kann wohl zutreffend sagen, ich sei wie ein Mensch, der farbenblind geworden ist«, etwa im Vergleich zur Zeit seiner Beagle-Reise (S. 100). ⁴ Den »betrübliche[n] Verlust meiner Gefühlskraft« (S. 124) gegenüber anderen Menschen bringt er zwar auch in einen Zusammenhang mit seinem Gesundheitszustand. Doch letztlich bringt er ihn auch selbst mit seinem wissenschaftlichen Ansatz in Verbindung: »Dieser seltsame beklagenswerte Verlust der höheren ästhetischen Empfindungen ist umso merkwürdiger, als mich Geschichtsbücher, Biographien und Reiseberichte ... und Essays über alle möglichen Themen noch genauso wie eh und je interessieren [also alles Informative; sst]. Mir scheint, mein Geist ist eine Maschine geworden, wie gemacht dafür, allgemeine Gesetze knirschend aus großen Tatsachensammlungen auszumahlen ...« (S. 150). – Auch wenn er dies auf eine ihm unbegreiflich selektive Atrophie seines Gehirns zurückführt,

2 Charles Darwin: *Die Abstammung und die geschlechtliche Zuchtwahl* (1871), in: *Gesammelte Werke*, Frankfurt am Main 2008, S. 1156.

3 Charles Darwin: *Mein Leben*. Vollständige Ausgabe der Autobiographie (1887, 1958), Frankfurt am Main 2008.

4 Vgl. auch Johannes Wirz: *Leben im Werden* – Teil I, in: *DIE DREI* 1/2009, S. 11-22.

kann diese gewissenhafte und ehrliche Selbstbeobachtung einen zutiefst berühren.

Darwins Ansatz beruht auf einer akribischen Wahrnehmung der Welt; er verarbeitet eine Unmenge eigener und fremder Beobachtungen und auch Ideen in Form von »Tatsachensammlungen«, aus denen er »allgemeine Gesetze« deduziert. Gegen spekulative Behauptungen, die nicht mit genügend Tatsachen untermauert sind, wehrt er sich. Doch muss für ihn »alles Beobachten für oder gegen eine Auffassung geschehen (...), wenn es irgendeinen Nutzen haben soll« (Brief von 1861).⁵ Einem Kollegen empfiehlt er, »lassen Sie sich in Ihren Beobachtungen von Theorie leiten, aber seien sie vorsichtig mit dem Veröffentlichenden von Theorie« (1863)⁶. – Auch Goethe arbeitet mit Theorien bzw. Hypothesen. Doch führte er diese immer wieder neu an die Wahrnehmung heran, um sich korrigieren zu lassen. Im rhythmischen Hin- und Herpendeln zwischen Erfahrung und Idee behalten seine Begriffe eine Offenheit, die Allgemeines ebenso wie Besonderes umfassen kann. Naturerkenntnis ist für ihn nie nur Reproduktion des Gewordenen, sondern enthält immer auch ein schöpferisches Moment, das Neues hervorbringen kann – durch Teilnahme an der Natur, dadurch, dass er sich als erkennendes Individuum involviert (»Rückwendung in sein eigen Ich / Hauptsächlich Fortschritt. / Rückwendung Knoten / Fortschritt Geschlecht« –Notizheft 1788).⁷ – Wir werden darauf zurückkommen.

Sich selbst gegenüber hat Darwin offensichtlich etwas von dieser Fähigkeit bewahrt: Er beobachtet an sich eine Veränderung, die er nicht recht erklären kann und insofern auch nicht theoriegeleitet ist, also auch etwas qualitativ Neues, was ja nicht immer positiv belegt sein muss. Er registriert an sich einen *Verlust*, der ihn offensichtlich hilflos macht und auch schmerzt (insofern ist seine Gefühlsfähigkeit noch nicht ganz erloschen!). Und daraus entsteht ganz vorsichtig ein Willens- und Gestaltungsimpuls: »Ein Mensch, dessen Gehirn höher organisiert und kräftiger gebaut ist als meines, würde diesen Verlust nicht erleiden, nehme ich an; und wenn ich mein Leben noch einmal zu leben hätte, dann würde ich es mir zur Regel machen, mindestens einmal in der Woche ein wenig Lyrik zu lesen und etwas Musik zu hören; vielleicht wären die jetzt verkümmerten Teile meines Gehirns dann, durch ständigen Gebrauch, aktiv geblieben. Der Verlust dieser Empfänglichkeit ist ein Verlust an Glück und mag wohl dem Intellekt Schaden zufügen, noch wahrscheinlicher

5 Enthalten in: Charles Darwin: *Mein Leben*, a.a.O., S. 184.

6 Ebd., S. 184.

7 Vgl. Stephan Stockmar: »Rückwendung in sein eigen Ich / Hauptsächlich Fortschritt ...«. *Die Entstehung der Metamorphose-Idee aus Goethes Lebensgang*, in: DIE DREI 4/2006 (S. 11-27), 5/2006 (S. 49-62).

aber dem moralischen Charakter, weil ein solcher Verlust den emotionalen Teil unserer Natur verkümmern lässt« (S. 151).⁸

Vielleicht darf man diese Stelle ja wie eine ›Vornahme‹ für ein künftiges Erdenleben lesen ... Nicht aus pragmatischen Erwägungen, sondern aus dem Erleben eines Verlustes an Glück, aus der eigenen Grenz- und Ohnmachtserfahrung entsteht der Keim für etwas Neues in der eigenen Entwicklung.

Ich meine, an einem solchen Beispiel wird deutlich, dass die Wahrnehmung von etwas Neuem und die Erkenntnis des Wahrgenommenen als eines solchen aus der bloßen Außenperspektive, aus der Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, gar nicht möglich ist, jedenfalls so lange nicht, wie das Subjekt passiv bleibt. Das Neue spielt sich nicht irgendwo außer mir ab, sondern wird erst durch meine schöpferische Anteilnahme Wirklichkeit. Denn etwas, das nicht aus einem schöpferischen Akt hervorgeht, kann nicht neu sein. Und will man nicht im Rahmen eines Kreationismus argumentieren, der auch nur von Objekten handelt, die von einem in den leeren Raum projizierten Pseudo-Subjekt namens ›Gott‹ hervorgebracht werden, so muss man sich selbst Subjektcharakter im Sinne einer Schöpfungsmacht nicht nur zugestehen, sondern diesen auch einlösen. Ansonsten handelt es sich in der Welt nur um qualitätslose Veränderungsvorgänge ohne Sinn und Ziel, die zwar auch eine Wirklichkeit erzeugen (ganz im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung), aber keine, in der ein Subjekt sich frei entfalten kann. Eine entsprechende Erkenntnisart macht tatsächlich das Subjekt zum bloßen Objekt – als Teil einer Theorie, deren Kernaussage es ist, »dass es so etwas wie Selbste in der Welt nicht gibt: Selbste und Subjekte gehören nicht zu den irreduziblen Grundbestandteilen der Wirklichkeit« (Thomas Metzinger).⁹ Mit dieser Theorie löscht sich der Theoretiker selber aus. Es ist ein Punkt absoluter Ohnmacht erreicht, ohne dass er als solcher wahrgenommen wird – eine unbemerkt bleibende Grenzerfahrung, in der tatsächliche Ohnmacht zu vermeintlicher Allmacht führt, die auf nichts Existierendes Rücksicht zu nehmen braucht; alle schöpferischen Kräfte werden dadurch gelähmt.

Um als Subjekt bestehen zu können, muss ich mich natürlich zunächst der Welt gegenüberstellen, d.h. von ihr absondern. Das bedeutet erst einmal Verlust des Zusammenhangs. Erst wenn ich mich in diesem Verlust finde – und das ist, wie sich nicht nur an Darwin zeigt, ein leidvoller Prozess, der zunächst durch

Grenzumgehung

8 Charles Darwin: *Mein Leben*, a.a.O.

9 Thomas Metzinger: *Die Selbstmodell-Theorie der Subjektivität: eine Kurzdarstellung in sechs Schritten*, o.J.; als PDF-Download unter: http://www.philosophie.uni-mainz.de/metzinger/metzinger_dt.html (»Eine sehr kurze deutsche Zusammenfassung der Selbstmodell-Theorie für Nicht-Philosophen«).